

Das Corpus delicti

Autor(en): **Stebler, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **223 (1950)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Corpus delicti

Von Jakob Stebler

Sie wissen ja, wie das aussieht, wenn sich irgendein Festzug durch die Straßen wälzt: es ist einfach überall zu wenig Platz vorhanden für die Zuschauer. Jeder will sich nämlich die Sache zu Gemüte führen, und zu diesem Zweck stellen sich die hochgewachsenen Neugierigen zu-

vorderst auf, so daß die von Gestalt kleinern Mitmenschen sich hinter ihnen auf Stühlen, Leitern und so weiter aufpflanzen müssen, um einen Blick in das bunte Schauspiel tun zu können; das alles führt dann zu Meinungsverschiedenheiten, in deren Verlauf sich beide Parteien, die langen und die kurzen, gründlich ärgern und sich den besten Teil der Festfreude verderben. Aber es ist und bleibt so.



Wär het am meishten Angst?

Photo Walter Nydegger, Bern

Wer zuerst kommt, nimmt den besten Platz ein. Ich kam wie üblich zu spät — ich werde noch zu spät in den Himmel kommen — und sah vor mir nichts als eine undurchdringliche Menschenmauer, ein Meer von Rücken und Hinterköpfen, die alle nichts weniger als durchsichtig waren. So schlängelte ich mich also auf der Suche nach einem günstigen Platz strahauf und strahab, und richtig, mein Bemühen war nicht erfolglos, irgendwo wies die kompakte Masse eine Lücke auf, und ich konnte, wenn ich mich auf die Fußspitzen stellte, zwischen zwei Vordermännern und vier Vorderfrauen einen ganz bescheidenen Ausschnitt der Straße erwischen. Das war immerhin so viel. Ich faßte Posten, bereit, meine strategische Position nötigenfalls bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Der Durchblick war sehr, sehr schmal, immerhin, es war ein Durchblick. Das mochte offenbar auch eine junge Dame entdeckt haben, denn in dem Augenblick, da der Festzug sich vorüberzuschieben begann, steuerte sie auf meinen strategischen Punkt zu, stand, wie es übrigens ihr gutes Recht war, eng an meiner Seite still, schraubte den Hals in die Höhe und versuchte sich mit mir in den Durchblick zu teilen, den die sechs Vorderleute gnädigst gewährten. Der freie Raum zwischen

den Köpfen war aber so eng, daß er gerade einem Menschen Ausblick gewährte. Ausgerechnet diesen wertvollen Spalt aber schien die unbekannte Dame für ihr eigenes Blickfeld als zweckdienlich erachtet zu haben. Meinem Grundsatze getreu, den Platz nicht kampflös freizugeben, rückte ich keinen Zollbreit von der Stelle, das heißt, ein klein wenig trat ich auf die Seite, um in ritterlicher Weise meinen Augenschmaus mit der jungen Holden zu teilen. Und da ergab es sich zwangsläufig, daß wir eben unsere Köpfe ziemlich nahe zusammenstecken mußten, um eine Kleinigkeit von dem Überfluß auf der Straße zu Gesicht zu kriegen; wir staunten also, bestimmt ohne irgend etwas Verhängliches zu denken, sozusagen Wange an Wange in das Gewimmel hinaus, eifrig darauf bedacht, keine Einzelheit zu übersehen.

Das dauerte so vielleicht eine halbe Stunde lang. In der Zwischenzeit hatte sich ein grüner Jüngling von Photograph auf der Straße aufgepflanzt, der die Zuschauermenge aufs Korn nahm und bald da, bald dort einige Schnappschüsse tat. Nachher verlief man sich; meine Nachbarin ging dahin, ich dorthin, wir hatten kein Wort miteinander gewechselt, und der beidseitige Seelenfrieden war intakt geblieben.

Der meinige blieb es genau bis anderntags um die Mittagszeit, als mir meine Frau mit unheilrohender Miene und einer Photographie entgegentrat: „Da, du... du Schürzenjäger!“ Und, wie es sich unter solchen Umständen gehört, hemmungslos in Tränen ausbrach.

Das Bild war äußerst scharf und gut geraten. Einige nichtsagende Gesichter im Vordergrund und hinter ihnen, eng aneinandergeschmiegt, zwei vor Eifer glühende Köpfe, deren einer ohne allen Zweifel mir gehörte.

„Wer ist das Weib, mit dem du dich da herumgetrieben hast?“ röchelte meine Ehelieste mit letzter Kraft, währenddem sie einen Schöpflöffel voll Suppe neben den Teller auf das Tisch Tuch ausgoß.

Es brauchte all mein Wortvermögen, um ihr klarzumachen, daß alles ein Zufall sei und eine dumme Tücke des Schicksals mich eben in diese verhängliche Lage gebracht hätte. Wahrhaftig, es war nicht leicht, meine Unschuld zu beteuern,

und noch weit schwerer, sie zu beweisen. Und all das nur, weil irgendeine fremde Dame, die mich nichts anging, eben versucht hatte, so wie jedermann es tat, unter angestrengtesten Körperverrenkungen eine Nase voll Sicht auf die Straße zu gewinnen.

Nach langen Verhandlungen hatte ich meine Frau endlich so weit beruhigt, daß sie meine Unschuld zu glauben versprach, sofern ich ihr einen unbeschränkten Kredit für den neuen Winterhut garantierte. Und was tut man nicht alles, um den häuslichen Frieden wiederherzustellen!

Aber die See raste weiter. Am Nachmittag rief mich der Chef streng privat in sein Arbeitszimmer, fuchtelte mir mit einer Photographie vor der Nase herum und gelobte hoch und heilig, mich hinauszuschmeißen, wenn er mich noch einmal auf solchen Pfaden entdecken würde. Gegenstand seiner Entrüstung war die Photographie Nr. 553 der Firma Knackfuß & Co., dieselbe, die schon mein häusliches Gewitter verursacht hatte, und die er immer wieder moralisierend anstarrte: „Das hätte ich eigentlich von Ihnen am wenigsten erwartet! Ist wohlbestallter Familienvater, hat einen verantwortungsvollen Posten in meinem Geschäft inne und scheut sich nicht, in solch ehebrecherischer Gesellschaft sich öffentlich photographieren zu lassen! Pfui! Und wenn Sie dieses Verhältnis nicht sofort lösen — übrigens bedaure ich Ihre arme Frau —, dann können Sie sich am nächsten Ersten auszahlen lassen. Rechtsumkehrt!“

Nun hatte ich genug. Was brauchte der Tölpel von Photograph denn ausgerechnet den harmlosesten aller Menschen in einer Situation zu knipsen, die ausah, als wäre sie verhänglich, und die sich doch bei solchen Anlässen tausendfach ergibt; was brauchte jedermann denn gleich zu denken, ich hätte...

Nein! Und abends ging ich hin in den Laden von Knackfuß & Co. „Herr Knackfuß, entschuldigen Sie bitte, aber ich habe ein ganz bestimmtes Interesse daran, den ganzen Vorrat Ihrer Nummer 553 aufzukaufen, und ich scheue keine Kosten, wenn Sie nur sofort den gräßlichen Helgen aus dem Schaufenster entfernen.“

Ich schnaubte vor Aufregung. Und der Ladeninhaber, ein älterer, würdiger Herr, schnaubte auch. Aber nicht aus Solidarität, sondern aus

Wut. „Ich habe mir doch gedacht“, schrie er, „Sie werden sich melden, Sie Frauenverführer, Sie miserabler Casanova, Sie...!“

Ich wollte ihn unterbrechen. Aber sein Mundwerk lief schneller.

„...denn jetzt weiß ich endlich, mit welchem himmeltraurigem Subjekt meine Tochter sich jeden Abend herumtreibt!“

Ronny hat verschiedene Tricks

„Ein Taxizusammenstoß hat mich zehn Minuten aufgehalten“, entschuldigte sich Ronny bei dem Direktor des Variétés. Die beiden saßen sich in dessen Privatbüro gegenüber, Ronny, berühmt durch seinen virtuosen Teller-Balanceakt, durch den er die halbe Welt schon begeistert hatte, und der in allen Artistenkreisen ebenso bekannte Mister Brown, berüchtigt durch seinen unglaublichen Geiz. Beide lächelten sich verbindlich an, Ronny fest entschlossen, seine Gagenforderung um keinen Cent herunterdrücken zu lassen, der Direktor ebenso eifern gewillt, sie ihm unter keinen Umständen zu geben.

„Sie haben einen kleinen Autounfall gehabt?“ fragte der Direktor höflich. — „Eine belanglose Sache“, erklärte Ronny, doch schien er trotz dieser Worte etwas erregt zu sein. „Mit ein paar Schnäpsen war der Fall erledigt. — Kommen wir zum Geschäft! Aber meine Leistungen — und meine Gagenforderung sind Sie bereits unterrichtet. Es liegt mir aber sehr viel daran, Ihnen meinen Balanceakt einmal vorzuführen. Ich glaube, es ist für den Vertrag, den wir schließen wollen, von wesentlicher Bedeutung.“ Er öffnete die Tür und ließ von dem draußen wartenden Gepäckträger einen umfangreichen Koffer hereinschleppen. Der kleine schwächliche Direktor wollte abwehren: „Am besten gehen wir doch wohl auf die Bühne.“

„Nicht nötig“, sagte Ronny fröhlich. „Das kostet nur Zeit. Ihr Zimmer hier ist hoch genug, zwar etwas klein, aber es wird schon gehen.“ Mit schnellen Griffen holte er aus dem Koffer seine Teller hervor und stapelte sie auf dem Schreibtisch des Direktors auf, Brown und seine

Sekretärin beobachteten staunend, wie der Artist die Teller immer höher schichtete. „Sehen Sie“, lächelte Ronny, zufrieden sein Werk betrachtend, „das Ganze ist etwa zwei Meter hoch. Stellen Sie sich nun vor, wie ich als Betrunkener auf die Bühne komme und mit diesem Stoß hin und her schwanke, die kippenden Teller immer noch im letzten Augenblick ins Gleichgewicht bringe und ganz zum Schluß mit einem Riesenkrach hinwerfe. Das Publikum rast vor Gelächter. Alles in allem — ist es wirklich eine Glanznummer. Danach richtet sich auch die Höhe der Gage. Machen Sie ruhig den Vertrag fertig, Mister Brown.“

Der Direktor sah etwas ängstlich zu dem riesigen Tellerturm empor, der drohend über seinem Haupt ragte. „Hm, Ihre Nummer mag gut sein“, sagte er, „und ich gebe Ihnen gern 600 Dollar im Monat, höher darf ich leider — können die Teller nicht umfallen?“ unterbrach er sich plötzlich; ihm schien, als habe der Turm ein wenig geschwankt. — „Natürlich“, lachte der Artist, „aber nur, wenn ich will.“ Mit einer blitzschnellen, sicheren Bewegung hatte er den ganzen Stoß vom Tisch gehoben und hielt ihn balancierend in beiden Händen. „Es ist Sache des Gefühls, ihn immer nur so weit kippen zu lassen, daß er gerade noch durch das eigene Gewicht gehalten wird. Deswegen sind die obersten Teller besonders schwer, aus einer Spezialmasse hergestellt. Sie gehen, im Gegensatz zu den andern Tellern, beim Hinfallen auch nicht entzwei, können allerdings ein ordentliches Loch in den Kopf schlagen. In Stockholm ist es einmal vorgekommen, der arme Kerl hat monatelang im Krankenhaus gelegen mit einer Gehirnerschütterung. Aber ich bin natürlich in der Haftpflicht.“

Die Sekretärin sah sich ängstlich nach einem schützenden Winkel um, es schien, als könne der Turm jeden Augenblick über ihnen zusammenbrechen. Ronny schwankte wie ein Betrunkener hin und her, und der Direktor erinnerte sich voll Mißbehagen an die Schnäpse, von denen Ronny eben erzählt hatte. Unwillkürlich duckte er sich in seinem Sessel zusammen. „Himmel“, sagte er nervös, „das ist ja direkt lebensgefährlich — passen Sie doch auf die Lampe auf! Also sagen wir 750 Dollar — seien Sie doch vorsichtig, Mann, ich merkte deutlich, daß der oberste Teller